

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensel.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 19

Sonntag, den 4. April 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 4. April: Hl. Osterfest. Montag, 5. April: Ostermontag. Dienstag, 6. April: Pölestinus. Mittwoch, 7. April: Hermann. Donnerstag, 8. April: Amantus. Freitag, 9. April: Alatus. Samstag, 10. April: Apollonius.

Ostern 1915

Osterglocken! Welch ein Klingen
Durch die kampferfüllte Welt?
Zubellieder auf sich schwingen
Zu dem lichten Himmelszelt!
Lieb' und Hoffnung sich vereinen
Und des Glaubens Stimme spricht:
Selig, die in Trübsal weinen,
Gott sie führt durch Nacht zum Licht!

Wo gerauscht des Todes Flügel,
Nun des Lebens Odem leht,
Und auf traur'umflortem Hügel
Sieggekrönt die Allmacht steht;
Ihre Hand streut reichen Segen
Und erhebet himmelwärts
Von der Erde dorn'gen Wegen
Das bedrückte Menschenherz.

Christus, glorreich auferstanden
Aus des Grabes dunkler Nacht,
Hat uns von des Todes Banden
Frei durch seine Lieb' gemacht.
Und sein Gruß verkündet Frieden,
Glück und Heil nach Kampf und Not,
Ewiges ist uns beschieden,
Wo nicht Leid und Schmerz mehr droht.

Mit dem Vorbeerfranz unavunden
Sich des Dulders Kreuz erhebt,
Und das Wort wird dort gefunden,
Was der Seele Kraft belebt;
Kämpfe freudig hier im Tale,
Denn der Tag, er ist nicht weit,
Wo dich lohnt im Himmelsaale
Gottes Allgerechtigkeit!

Osterglocken, jubelnd schallt
Durch die kampferfüllte Welt,
Daß die Botschaft nie verhallt,
Die des Kummers Nacht erhell't;
Christus hat den Tod bezwungen
Und des ew'gen Lebens Heil
Uns durch seine Lieb' errungen,
Friede wird uns all' zuteil!

A. Bomrhein.

Ostermontag

Evangelium des hl. Lukas, 24, 13—35.

In jener Zeit gingen zwei von den Jüngern Jesu an demselben Tage in einen Flecken, der sechzig Stadien von Jerusalem entfernt war, mit Namen Emmaus. Und sie redeten miteinander über alles dies, was sich zugetragen hatte. Und es geschah, als sie miteinander redeten und sich befragten, nahte Jesus selbst und ging mit ihnen. Ihre Augen aber waren gehalten, damit sie ihn nicht erkannten. Und er sprach zu ihnen: Was sind das für Reden, die ihr miteinander auf dem Wege wechselt, und ihr seid traurig? Da antwortete einer, dessen Name Kleophas war, und sprach zu ihm: Bist du der einzige Fremdling in Jerusalem und weißt nicht, was daselbst geschehen ist in diesen Tagen? Und er sprach zu ihnen: Was? Und sie sprachen: Das mit Jesus von Nazareth, der ein Prophet war, mächtig in Tat und Rede vor Gott und allem Volke, und wie ihn unsere Hohenpriester und Vorsteher zur Todesstrafe überliefert und gekreuzigt haben. Wir aber hofften, daß er es wäre, der Israel erlösete. Und nun ist heute nach diesem allem der dritte Tag, daß dieses geschehen ist. Auch haben uns einige Weiber

von den Unserigen in Erstaunen gesetzt, welche vor Sonnenaufgang am Grabe waren, seinen Leib nicht fanden und kamen und sagten, sie hätten eine Erscheinung von Engeln gehabt, welche gesagt, daß er lebe. Und einige von den Unserigen gingen zu dem Grabe und fanden es so, wie die Weiber gesagt hatten; ihn selbst aber fanden sie nicht. Und er sprach zu ihnen: O ihr Unverständigen von langsamer Fassungskraft, um alles zu glauben, was die Propheten gesprochen haben! Mußte nicht Christus dies leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen? Und er fing an von Moses und allen Propheten, und legte ihnen aus, was in der ganzen Schrift von ihm geschrieben steht. Und sie kamen nahe zu dem Flecken, wohin sie gingen, und er stellte sich, als wollte er weitergehen. Aber sie nötigten ihn und sprachen: Bleib bei uns; denn es wird Abend, und der Tag hat sich schon geneigt. Und er ging mit ihnen hinein. Und es geschah, als er mit ihnen zu Tische saß, nahm er das Brot, segnete es, brach es und gab es ihnen. Da wurden ihre Augen aufgetan, und sie erkannten ihn; er aber verschwand aus ihrem Gesichte. Und sie sprachen zu einander: Brannte nicht unser Herz in uns, während: er auf dem Wege redete und uns die Schrift aufschloß? Und sie machten sich in der nämlichen Stunde auf und gingen nach Jerusalem zurück und fanden die Elf und die mit ihnen waren, versammelt, die da sprachen: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und dem Simon erschienen! Und sie erzählten ihnen, was sich auf dem Wege zugetragen, und wie sie ihn am Brotbrechen erkannt hätten.

*

Die alte Dorfkirche ist heute gefüllt. Das Predigtlied ist verklungen, und auf der Kanzel steht wie gestern der würdige Pfarrherr und schaut einen Augenblick lang über die Schar der Festtagskirchgänger, ehe er zu sprechen anhebt. Er ist ergriffen, man merkt es ihm an, noch ehe er zehn Worte gesprochen hat. Auch gestern hatte es ihn gepackt, als er seiner Gemeinde die Osterbotschaft brachte und ihnen den Frieden wünschte, den heiß ersehnten, goldenen Frieden der seligen Gottesgemeinschaft. Heute wollte er ihnen denselben Wunsch zurufen. Denn die heute gekommenen, die gestern daheim bleiben mußten, um das Kind zu hüten, wollten doch auch aus dem Munde ihres Hirten ein Osterwort hören, das Alleluja und das der Friede sei mit euch. Ganz fremde Gesichter sieht er heute, unten bei den Frauen und oben auf dem Mannhaus, Verwandte und Verschwägerter, die auf Ostern aus der Nachbarschaft oder aus der Stadt auf einen Tag herübergekommen sind, um zu sehen, wie es daheim noch stand in Familie, Haus und Stall. Und vom Niederrhein waren die Handwerksleute gekommen, die schon vor sechs Wochen fortgegangen waren. Weß aber die Arbeit schlecht von Statten ging und sie manchen Tag feiern mußten, so machten sie sich am Gründonnerstag auf und fuhren mit dem Nachtszug heim, um Ostern bei ihrer Familie zu feiern. So war das kleine Kirchlein voll geworden und hinten beim Eingang standen sie Kopf an Kopf. Dessen freute sich der Seelsorger und mit aufwallendem Herzen fing er an zu predigen, wovon denn? Nun wovon anders als vom Evangelium, von den zwei Emmausjüngern, von ihrer Zerstreuung und ihren hängenden Gedanken über das Entsetzliche am Karfreitag, und von dem merkwürdigen Wanderer, der sich des Weges zu ihnen gesellte und gar nichts zu wissen schien von den Vorgängen in Jerusalem. Der Wanderer blieb ihnen aber die Antwort nicht schuldig, und je länger er redete, desto größer wurde ihr Staunen über seine Kenntnis der heiligen Geschichte, desto größer wurde aber auch ihr Verständnis der Wunder und Weissagungen über den Messias, sein Leben und Leiden, angefangen von Adam und Eva im Paradies und der Verheißung: Ein Weib wird der Schlange den Kopf zertreten, dann die gewaltigen Leidensweissagungen des großen Jesaias und die letzten Beschreibungen beim Propheten Zacharias. Ja, so hatte noch keiner zu ihnen geredet, dachten die zwei Jünger. Jetzt gingen ihnen die Augen auf über das, was ihr guter Herr und Meister immer gesagt hatte, daß das alles so kommen mußte. Mußte nicht Christus leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen?

Ach, wenn wir doch immer einen um uns herum hätten, der uns Aufschluß geben könnte über all das, was uns unendlich ist oder werden kann, dann wäre nicht so viel Unzu-

Friedenheit und Risikmut in der Welt. So sagst du jetzt, und es ist auch richtig, daß durch Unkenntnis und Unverstand, und weil man nicht weiß, wie man sich stellen soll, die Welt und die Dinge auf der Welt vielen Leuten zur Last und Qual werden. Und es wäre doch so leicht, eine solche Aufklärung zu erhalten. Wodurch aber, fragst du gespannt. Wenn wir wie die beiden Jünger Jesus aufhalten, in seiner Nähe, in seiner Gesellschaft weilen. Sich bei Jesus aufhalten heißt, kurz gefaßt, mit seiner heiligmachenden Gnade geschnitten sein, Jesus durch das Beichtsakrament und noch mehr durch das Kommunionssakrament in seinem Herzen tragen. Ja, dann bist du so nahe bei Jesus, wie es nur geht. Dann kommt dir nach und nach ein überraschendes Verständnis für die Dinge, die uns die heilige Schrift erzählt, wie auch die Geschehnisse in der Welt, in Kirche und Staat. Dann faßt du alles von einem ganz andern, von einem höheren, überragenden Standpunkt auf. Zum Beispiel: Der jetzige Krieg — wovon soll ich anders reden, als von dem, was unser ganzes Sinnen und Denken erfährt — ist vom rein menschlichen, natürlichen Standpunkt aufgefacht, ein furchtbares Unglück für die Menschheit und das einzige Mittel für Ungezählte, den Weg zu Gott zurückzufinden und ewig selig zu werden. Diese letztere Auffassung ist die höhere, wertvollere, und jene, die Gott von uns verlangt, und hat den gewaltigen Vorzug, daß sie den Menschen mit dem Herben, Bitteren des Krieges ausföhnt, den Soldaten zur Tapferkeit und Todesverachtung erzieht und uns alle die Kriegsoffer tapfer und mutig tragen läßt. Die erstere Auffassung, die natürliche, würde uns zur Verzweiflung bringen und uns willenlos dem Feinde preisgeben.

So ist es noch in vielen anderen Dingen, nicht bloß in der großen Welt der Völker, sondern auch in der kleinen Welt, die ein jeder in seinem Innern trägt. Auch da türmen sich oft die Schwierigkeiten und Zweifel bergeshoch, daß das arme Herz nicht aus und ein weiß. Wie die beiden Emmausjünger in ihren Erwartungen und Hoffnungen getäuscht wurden, weil es ganz anders kam als sie und die anderen Jünger es sich eingebildet hatten, so kommt auch jetzt oft ganz anders, als sich der Mensch in seinen guten Tagen immer geträumt hat. Je fester er damit gerechnet hatte, daß es gar nicht anders kommen könnte, desto größer ist die Enttäuschung hernach und desto schwerer hält's, Kopf und Herz in Einklang zu bringen mit Gottes Vorgehen. Da tut's not, sich in eine Unterredung mit Jesus einzulassen und ihn nach dem Warum zu fragen. Gehe zu Jesus in der hl. Kommunion. Da kommt dir die Antwort, beseligende, beglückende Antwort. Jesus klärt dich auf. Die geheimsten Gedanken und Fügungen werden dir da offenbar, und hernach sagst du: Ja, Herr, ich glaube. Ich glaube an deine Weisheit und Liebe. Alles, was du schaffst, ist zum Wohl der Geschöpfe. Nichts in der Welt soll mich an meinem Vertrauen auf dich wankend machen. Wer so denkt und spricht, betet ein gar heiliges, gottgefälliges Gebet. Es ist ja dem Sinne nach dasselbe Gebet wie Jesu Gebet im Olgarten: Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der deine, wovon ich neulich sagte, es sei das heiligste Gebet, das man überhaupt verrichten könne.

Schau, du hast jetzt in deiner Osterkommunion Jesu Umgang genossen. Die Gelegenheit zu falschen Auffassungen und zu Mißverständnissen über Vorgänge innerhalb und außerhalb deines Ichs sind aber vor wie nach vorhanden. Deshalb ermahne ich dich: Trage Sorge, daß du mit Jesus fortwährend Umgang habest, ihn immer in deinem Herzen bewahrst. Dann mag kommen was will, es ist sicher, daß nichts dein Glück und deine Zukunft gefährdet.

Bpe.

Ostersprache

Als mir dem Kind im Vaterhause
Des jungen Lebens Traum verrann,
Als sich der Wunsch im Knabenherzen
Du regen mannigfach begann:
War mir die liebste Zeit von allen
Mit ihrem Licht die Weihenacht,
Die all des Herzens bangen Wünschen
Ein froh Gewähren hat gebracht. —
Doch da den Mann das harte Leben
Mit fester Hand zur Arbeit zwingt,
Da es mir singt so ernste Lieder,
Des Endreim: „Schaffen, schaffen!“ klingt:
Ist mir die liebste Zeit von allen
Der frühlingfrohe Ostertag:
Er macht mir weich das rauhe Leben;
Er macht mir süß die harte Plag,
Er ruft mir zu, daß ich im Sturme
Der herben Zeit nicht untergeh,
Er sagt mir laut, daß ich, gestorben,
Mit meinem Heiland aufersteh.
Er sagt dir, deutscher Held im Felde:
„Des Menschen Anteil ist der Krieg,
Doch hoch den Kopf nur, rein die Herzen,
Und bald schon blüht dir groß der Sieg!“
Und dir du Boff, so treu und einig,
Verkündet er: „Die Nacht vergeht,
Dann kommt dein lichter, reiches Ostern,
Des Glaws schon art im Ost ersteht!“

P. B., O. F. M.

Aus dem Schatze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge der Ostermesse.

Die ergreifende Bitte und die demütige Bereiterklärung in Gethsemani leitet das Leidensdrama ein, es gibt einem übermenschlichen Opfer unendlichen Wert; göttliche Wirkung.

Dieses Ringen am Oelberge hat sein Gegenstück in dem jubelnden Danke, womit das glorreiche Leben der Menschheit Christi beginnt! Kaum hat sie sich zur Auferstehung, von göttlicher Kraft durchflutet, mit der heiligen Seele des Gottmenschen wieder vereinigt, da überkommt sie ein unbeschreibliches Wohngefühl, das in Dank und Jubel ausströmt und seinen Ausdruck findet im Introitus der Ostermesse: „Ich stehe auf und bin noch bei dir, Alleluja; du legtest die Hand auf mich, Alleluja; wunderbar ist dein Wissen, Alleluja, Alleluja! — Herr, du erforschest mich und kennest mich; du kennst mein Sitten und mein Aufstehen!“ — „Ich bin auferstanden, Vater; ich bin bei dir!“ Dies Wort faßt einen Himmel von Glück in sich. „Hart hat deine Hand auf mir gelegen in furchtbarer Leidensnacht, aber dein Wissen ist wunderbar; du wußtest aus unsagbarem Leid unendliches Glück, unendliche Gnade erstehen zu lassen. Dir, Vater, übergab ich mich ganz, du kanntest mein Weh und meine Freude, mein Fallen und Aufstehen, denn du hattest mir ja alles vorausbestimmt; nun ist alles zusammengefloßen in eine Herrlichkeit, die auch meine menschliche Natur mit ewiger Glorie krönt; Alleluja, Alleluja, Alleluja!“

So wirst du, lieber Leser, auch einst zu deinem himmlischen Vater sprechen können, wenn du in der Karwoche deines Lebens dein Kreuz willig getragen, treu ausgeharrt hast; dies versichert dir der Ostertag mit seinem Klange und Glanze. Ueberhöre nicht dies Trostwort! in der schweren Kriegszeit vor allem nicht!

Im Introitus bringt der Heiland seinem Vater den Dank für die Verherrlichung des Ostermorgens dar — in ruhigen mehr nachdenklichen Worten. Im Graduale bricht sich dann unser langverhaltener Jubel Bahn im Psalmentext: „Das ist der Tag, den der Herr gemacht; laßt uns an ihm frohlocken und fröhlich sein! Danket dem Herrn, denn er ist gut; denn in Ewigkeit währt seine Barmherzigkeit!“ — Das ist der Tag, den der Herr gemacht! Der Tag, wo für unseren Heiland ein Leben begann, das auch seiner hl. Menschheit die ganze Größe und Seligkeit der Gottheit verlieh. Darüber sollen wir fröhlich sein, frohlocken über den Ehrentag unseres „erstgeborenen Bruders“, der ja auch unser Ehrentag ist.

Der Ostertag ist ein Rätsellöser! Das Leidendum kannte noch mehr als wir den Schmerz, der über dem Sterblichen liegt und ihn in tausendfacher Gestalt heimsucht. Der Heide sah ins Antlitz dieses finsternen, granddurchwühlten Gottes und fand nicht, warum er eigentlich da sei; er pries den glücklich, der von ihm zu Tod gerungen. Er wußte nicht, daß dieses uralte Erbe der Menschheit, recht und freundlich aufgenommen, unvergängliches wirke. Der Ostertag hat dem Menschen das Rätsel des Schmerzes gelöst. Das Kreuz, das bis dahin kalt und hart in die Lüste ragte, nun aber als glänzendes Siegeszeichen auf den Banner der Auferstandenen prangt, ruft uns zu: „Durch Kreuz zur Krone, durch Weh und Qual zur Freud und Seligkeit!“ Alles Erdenleid, alles Menschenweh erhält im Glanze des Ostertages seine Deutung. „Der Herr ist gut, und ewig ist seine Barmherzigkeit!“

Anstelle des Traktus tritt wieder das Alleluja mit seinem Verse: „Alleluja, Alleluja! Unser Osterlamm Christus ist geopfert!“ — Geopfert in grausamem Tode, und erstanden, setzt es sein Opfer fort in unblutiger Weise, auch heute, um uns in der hl. Kommunion ein herrliches Ostermahl zu bereiten.

„Christus ist erstanden!“ Dieses Wort voll beseligender Gewißheit ist der kurze Inhalt der Sequenz, eines Gesanges, den die Kirche an den höchsten Festen zwischen Epistel und Evangelium einlegt. In der heutigen Sequenz gibt Maria von Magdala, die große Freundin des Herrn, Zeugnis von dem Triumph ihres Meisters; Sie hat ihn ja zuerst gesehen. Dies Zeugnis voll dramatischer Lebendigkeit wird umrahmt von freudigem Jubel und demütiger Bitte:

„Laßt, Christen, in fröhlichen Weisen des Osterlamm's Ehre uns preisen!“

Das Lamm erlöste die Schafe; die Unschuld trug unsere Strafe; Veröhnt hat Christus die Sünder — Mit ihrem Vater die Kinder. O Wunder! Es lagen soeben im Streite der Tod und das Leben; Der Führer des Lebens, gestorben, hat lebend die Herrschaft erworben! —

Maria, zum Grabe wolltest gehen; sag an, was hast du gesehen? Ich schaute des Grabes Leere, des Auferstandenen Ehre; Als Jengen Engel am Rande, das Schweißstuch, die Leichengewande. Der Herr, mein Hoffen, mein Hort; erstand von des Todes Graus. Er geht euch — von ihm ist dies Wort — nach Galiläa voraus. — Wir wissen, von Todesbanden ist herrlich der Heiland erstanden. Siegreicher König, wir flehen: Erbarm dich, verzeih die Vergehen! Amen, Alleluja!

Den Triumph seines göttlichen Nachkommen hat der König und Sänger David einst vorausgesagt; im Offertorium hören wir dieses Psalmenwort, das unserem Glauben neue Zuversicht, größere Festigkeit verleiht: „Die Erde zitterte und ward stille, als zum Gerichte Gott erstand. Alleluja!“ — In kräftigem Rhythmus, in kraftvoller Melodie rauscht diese

Prophezeiung, die so sicher klingt, als ob sie schon die Erfüllung vor sich sähe, durch die heiligen Räume und malt uns das Bild vor die Seele, wie der Erstandene mit dem Donnerwort der Natur, dem Leuchten des verklärten Leibes die Wächter zu Boden schmettert — ein Vorspiel des einst so gewaltigen Gerichtstages.

Al! unser Osterjubiläum wird zur Wahrheit, bringt belebend und umgestaltend in unsere Seele, wenn wir den Auferstandenen in unser Herz aufnehmen; ihn, der uns in der hl. Kommunion ein so herrliches Mahl bereitet. In der Kommunion ladet uns die Kirche hierzu ein: „Unser Osterlamm, Christus, ist geopfert, Alleluja! Lasset uns also Ostern halten im ungesäuerten Brote der Reinheit und Wahrheit, Alleluja, Alleluja, Alleluja!“ — „Wer dieses Brot ißt, wird ewig leben!“ (Joh. 6. 59.) Durch die hl. Kommunion wird uns der Keim der einstigen glorreichen Auferstehung ins Herz gesenkt. Gerade die Anteilnahme am hl. Gastmahl in wahrer Reinheit, in rechter Stimmung gibt unserem Osterjubiläum Gehalt und Kraft, sodaß auch wir auferstehen können von aller Fehle und bösen Neigung; sie macht, daß wir umso sicherer hoffen können, einst bei denen zu sein, die mit einziehen zum endlosen Alleluja.

Durch den hochsel. Pius X. sind wir in eine eucharistische Strömung hineingekommen. Laß dich von dieser Strömung der öfteren Kommunion erfassen! Sie bringt dich immer tiefer hinein in den Gnadenstrom des Erlösers, in die echte Osterflut, die dich hinüberträgt in deine wahre Heimat, vom Ostertag erschlossen! Daß dies geschehe, ist mein aufrichtigster Osterwunsch für dich, lieber Leser!

P. B., O. F. M.

Die selige Krescenzia von Kaufbeuren — trotz harter Schule immer froh

(7. April.)

Ein fröhlich Herz erheitert das Angesicht.
(Sprichw. 15, 13.)

Es gibt Menschen, die sind immer froh! Auch sie tragen mit am Leide, das Gott den Sterblichen als nötigen Ballast zugewiesen — oft einen schweren Teil, und doch sind sie immer heiter und zufrieden; einmal, weil sie das Leid für den selbstverständlichen Anteil der Menschheit halten, dann, weil sie Meister sind in der edlen Kunst, aus dem Kleinsten Freude zu gewinnen. Es sind dies die glücklichsten Menschen. Zu ihnen gehört eine Heilige des deutschen Landes: die selige Krescenzia von Kaufbeuren.

Sie wurde in diesem Städtchen geboren am 20. Oktober 1682. Ihre Eltern, arme Weberleute, waren ob ihrer Rechtlichkeit bei allen geachtet; der Vater war zudem ein ausnehmend kluger Mann, der diese brauchbare Zugabe fürs Leben der Tochter vererbte. Die kleine Weberstochter war der Sonnenschein der ganzen Umgebung. Als sie sieben Jahre alt war, empfing sie die erste hl. Kommunion; beim Kommunionunterricht gab sie solche verständige Antworten, daß der würdige Pfarrerherr erstaunt ausrief: „Kind, du hast halt einen höheren Lehrmeister!“ Dieser höhere Lehrmeister nahm sie mehr und mehr in seine Schule; das zeigte sich vor allem darin, daß sie trotz all der schweren Arbeit, die ihr die Armut der Eltern auflegte, stets gesammelt ihre Wege ging, nie unfroh und unfreundlich war. „Der kleine Engel“, hieß sie bei Katholiken und Protestanten. Als sie gern ins Kloster der dortigen Franziskanerinnen eintreten wollte, das arme Kloster sie aber ohne eine Mitgift nicht aufnehmen wollte, bewirkte der protestantische Bürgermeister die Aufnahme mit der Begründung: „Es wäre schade, wenn solch ein Engel in der Welt verdürbe!“

Mit dem Eintritte in das Kloster begann für die Selige eine harte, strenge Zeit, dennoch kam nie ein Schein des Mißmuts und der Unzufriedenheit auf ihre Stirn. Zunächst ließ man es die arme Weberstochter doch fühlen, daß sie ohne Mitgift gekommen. Als dies vorüber, setzten furchtbare Versuchungen des bösen Feindes ein; Tag und Nacht fand sie keine Ruhe. Und auch jetzt lag in ihrem Blicke immerfort der Glanz echten Glüdes, stets spielte um ihren Mund das Lächeln eines begnadeten Gotteskinds. Daß sie, die Arme, überhaupt im Kloster leben durfte, hielt sie für eine unendliche Gnade, daß Gott sie mit schwerer Versuchung heimsuchte, für selbstverständlich; daß sie aber eine Oberin mit echtem Mutterherzen über sich hatte, schien ihr unverdientes Glück, und daß ihr Gott für jede überwundene Versuchung dreifach mit Gnaden lohnte, kam ihr vor wie unbegreifliche Liebe. Trotz allen Leids jubelte sie deshalb:

O süße Hand Gottes, ermunterst mein Herz
Und machst, daß ich mit dem Leiden nur scherz!“

Wohin sie kam, leuchtete die Sonne, fühlte man sich wohl und warm. Ihr Wert wurde erkannt; sie wurde Pförtnerin, dann Novizenmeisterin, endlich Oberin — man hatte das Kind des Webers Mathias Söß einstimmig gewählt.

Die Menschen ehrten sie nun, Gott gebot der Versuchung Halt; da kamen körperliche Leiden über sie: ständige Kopf- und Zahnschmerzen. Auch jetzt blieb Krescenzia die immerfrohe Tochter des fröhlichen Bruder Franziskus. Dazu stand sie stark und weitlichtig ihren Schwestern vor; das Kloster wuchs innerlich und äußerlich, wie die aufblühende Pflanze im wärmenden Sonnenstrahle. Von allen Seiten kam man nach Kaufbeuren, um Rat und Trost zu holen: Fürsten und Fürstinnen, Bischöfe, selbst Kardinäle besuchten sie. Keinem erschien sie mit leidender Miene, jedem gab sie mit von ihrer herrlichen Gottesfreudigkeit

Als sich am Ende ihrer Laufbahn die Hand Gottes noch schwerer auf sie legte, als sie gelähmt, von der Sicht zum Knäuel geballt, dalag, rief sie aus: „O ihr meine Gebeine, lobet Gott, daß er euch die Fähigkeit zu leiden gegeben hat.“ Je näher sie dem Tode kam, desto heller wurde der Glanz, der auf ihrem Gesicht lag. Und als am 9. April 1744 der Ostersonntag mit seinem Jubel und Leuchten die Menschen froh machte, ging Krescenzia ein zur Freude ohne Leid. Leo XIII. sprach am 7. Oktober 1900 diese echt deutsche Frau, deren Leben nur Reinheit, Stärke und Frohsinn atmet, feierlichst selig. Ganz Deutschland nahm damals begeistert Anteil an der Ehrung dieses Kindes deutscher Lande.

Daß doch die Selige von Kaufbeuren dem deutschen Volke das köstliche Gut reinen Frohsinns, steten Gottvertrauens erslehte, die auch dann nicht weichen, wenn schaweres Weh, wie in dieser blutigen Zeit, unsere Seelen heimsucht! Das wäre eine kostbare Ostergabe!

*

Es gibt doch viele Freuden in unseres lieben Herrgotts seiner Welt! Nur muß man sich aufs Suchen verstehen — sie finden sich gewiß — und das Kleine nicht verschmähen. Wie viele Freuden werden zertreten, weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken und was zu ihren Füßen liegt, nicht achten. (Goethes Mutter an ihren Sohn, 28. Februar 1796.)

P. B., O. F. M.

Das Kreuz

Das Kreuz in dunkler Leidensnacht,
Das Kreuz in hehrer Siegespracht,
Das Kreuz ist es zu jeder Zeit,
Das tröstet, Mut und Kraft verleiht

Das Kreuz lehrt, wie dem Golgatha
Der Oelberg für den Dulder nah,
Und — wenn auch lange währt die Frist —
Ihm der Triumph einst sicher ist.

Nichts gibt es in der Erdenwelt,
Was wär' dem Kreuze gleichgestellt;
Der größte Ruhm, der höchste Glanz
Entbehret seinen Siegeskranz.

B. Saget.

Ostern im Kriegsjahr

Von Albert Großer.

Bezilla regis probeunt — des Königs Fahnen wehn vor aus — so singt die Kirche zur Osterzeit, die Gläubigen wie eine gerüstete Kriegsschar folgen ihrem König getreulich nach. So war es in der Zeit der Katakomben und des blutigen Martyriums, so in der Zeit der Kreuzzüge, wo jedem Ritter das Recht der Fehde zustand, das Recht zur Kriegserklärung gegen jede Art von Unrecht und Gewalt zum Schutz von Unterdrückten, von Witwen und Waisen, wie er bei Ritterschlag und Ritterweihe feierlich gemahnt wurde.

Unsere moderne Zeit schien etwas weniger blutig geworden zu sein, wie jene mittelalterlichen Jahrhunderte der körperlichen Kraftentfaltung. Unsere Gelehrten kodifizierten langatmige Paragraphen über Kriegs- und Völkerrecht, ja manche träumten schon von einem ewigen Frieden, wenigstens unter der sogenannten zivilisierten Menschheit Europas, wo der sanfte Spruch des internationalen Schiedsgerichts an die Stelle des rauhen Waffenlärms treten sollte.

Welch ein Erwachen aus diesen Träumen, seitdem der Bombenwurf von Serajewo das Zeichen zum Beginn des jetzigen Kriegesdramas gab und jeder Akt und jeder Szenenwechsel neues Material beibringt, daß wir niemals weiter von einem wahren Frieden entfernt waren, als da die Schallmeien ertönten, und daß deren Bläser nur deshalb den Friedens-Umsatz zu machen schienen, um die Aufmerksamkeit von ihren tiefer gelegenen Kriegsplänen abzulenken. Was ist jetzt aus all den schönen Sätzen und Regeln geworden, welche den Krieg „humaner“ machen sollten: Der Ausschaltung der Zivilbevölkerung und der Nichtkombattanten, der Schonung des Privateigentums, der Neutralität und der Unverletzlichkeit der Hilfeleistung unter dem roten Kreuz der Genfer Konvention, der Freiheit der See und des schwimmenden Gutes unter neutraler Flagge? Ach, fast kein Tag vergeht ohne neue Verletzung und Umkehrung der anerkannten Sätze gerade durch diejenigen, welche ihre ersten Erfinder und Verfechter gewesen.

Wer hätte gedacht, daß wir noch so blutdürstig sein könnten, so hat schon manche Seele geseufzt, wenn sie sich auf einem recht durchschlagenden Siegeswunsch ertappte. Aber was ist das gegenüber der grenzenlosen Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit, welche mit kaltem Blut den Untergang der halben Welt berechnet, und alle Erfindungen und Errungenschaften des modernen Geistes in Dienst nimmt, um einen Vorteil für den eigenen Geldbeutel einzustreichen.

Niemand glaubt, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird, so behauptete einst ein kluger Staatsmann des dreißigjährigen Krieges; heute kann man hinzufügen: und mit wie viel, nur allzuviel Bosheit.

Wenigstens glauben sie, die Welt zu regieren. In Wirklichkeit ist es ein Anderer, einer der den Willen der Könige lenket wie Wasserläufe. Der gesagt hat: so weit wie der Himmel über

der Erde, so weit sind meine Wege über euren Wegen, meine Gedanken über euren Gedanken.

Wie Wasserbäche! Wer in den Alpen an manchen Stellen den Lauf des jungen Rheines in gerader Linie fortsetzen wollte, der käme, statt an der Nordsee, am Schwarzen Meer aus, wo die Donau mündet. Und umgekehrt könnte man an manchen Stellen dem Flußlauf der Donau nach direkt nach der Rheinmündung zielen. Und doch folgt das Wasser in beiden Flüssen nur einem und demselben Gesetz, seiner eigenen Schwere, wonach es immer der tiefsten Stelle zustrebt. Auch der menschliche Wille will nur seinem eigenen Gesetze, seiner besonderen Einsicht und seinem selbstischen Interesse folgen. Aber wie dem Wasserbach, so stellen sich auch ihm die mannigfaltigsten Hindernisse in den Weg. Bald ist es der Berg eines fremden Willens, den er vorsichtig und flug in weitem Bogen umgehen muß, bald sind es allgemeine Umstände, Mängel, Krankheiten, die ihn erst zur Ruhe und Sammlung, aber auch zur Kräftigung und inneren Läuterung zwingen, ehe er weiter schreiten kann, wie der Fluß aus dem Beten eines Sees verstärkt, gereinigt und geläutert hervorzutreten pflegt. Und wie viel Gutes haben alle diese Hemmungen im Gefolge. Niemals könnte der Bach oder Fluß blühende Wiesen befruchten, niemals durstende Herden tränken, niemals reichbeladene Schiffe tragen, wenn er geradenwegs als wilder Bergstrom in rasendem Gefälle ohne Aufenthalt seiner Mündung zustürmen wollte. Statt ein Träger von Leben und Kultur zu sein, würde er nur Trümmer mit sich führen und Länder und Menschen unüberbrückbar auseinander reißen. Und wäre es mit dem Menschenwillen anders, der ohne Hindernis und weise Mäßigung nur seinen blinden Naturtrieben folgend sich rücksichtslos durchsetzen und ausleben könnte?

Eine weise Vorsehung hat dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Auch in dem gegenwärtigen Weltkriege schwebt weit über allen, noch so weitsichtigen Berechnungen und Strebungen eine starke mäßigende und ordnende Hand. Wie mancher zieht aus wie Bileam, um zu fluchen und muß segnen. Wer will sagen, wo die Endziele und Enderfolge des großen Völkerrings für die Menschheit liegen? Manches freundschaftliche Band, das bisher die europäischen Völker beieinander hielt, ist gelöst worden, aber auch manche Schranken, die gegenüber der übrigen großen Menschheit aufgerichtet war, ist gefallen. Ost und West, Orient und Occident sind sich noch niemals so nahe gekommen, haben noch niemals erkannt, wie viele und große gemeinsame Interessen sie verbinden, wie in diesem Weltkriege. Kann eine solche Erkenntnis zugrunde gehen und ohne Frucht bleiben?

Auch hier muß auf den traurigen Karfreitag frohe Ostern folgen. Als der tote Leichnam Jesu in dem versiegelten Grab lag, da glaubten seine Verfolger endgiltig gesiegt zu haben. In Wirklichkeit hatten sie nur für die Vorsehung gearbeitet, welche in der Auferstehung den Tod überwinden wollte. „Mußte dies nicht alles so geschehen?“ fragte der unbekannte Reisegenosse die Jünger von Emmaus, denen noch nicht die Augen geöffnet waren. Auch uns werden einst die Augen geöffnet werden über die jetzigen Geschehnisse, und dann werden wir sehen, daß nur so die Menschheit weitergeführt werden konnte — ihrer Erhebung und Erlösung entgegen.

Deshalb ziemt es uns nicht zu verzweifeln in der Not und dem Drang des Augenblicks, wie schwer auch manches Opfer empfunden werden mag. Sondern wie draußen im Felde unsere Tapferen der Fahne des irdischen Königs umso entschiedener nachstürmen, je mehr der Feind sie bedrängt, umso fester und entschlossener muß auch daheim unser Ostergruß erschallen: verilla regis probeunt, des Gottkönigs Fahnen wehn voran — wer darf da ängstlich sein und zurückbleiben wollen!

Der Garten von Gethsemane

Nach J. B. A. H. N. S.

I.

Die Nacht war in der Mitte ihres Laufs. Der Mond verbreitete über die Erde sein düsteres und trauriges Licht. Er schien in der Unermesslichkeit des Weltenraumes die Leuchtfackel in einem weiten Tempel zu sein, wo die überreste großer Herrscher ruhten. Das dunkelblaue Gewölbe war mit einigen Sternen besät, deren funkelnde Strahlen sich der Reihe nach im Glanz des Nachtgestirns verloren. Jerusalem, die Stadt Davids, ihre Wälle, Türme, Paläste und ihre Tempel, zu einer finsternen Gruppe vereint, gleichen traurigen Gespenstern, die im Schatten ihre Riesengestalt ausstrecken. Das Metall, das sie deckte, ließ, von den Strahlen des Mondes beleuchtet, von Zeit zu Zeit einen traurigen Widerschein aufblitzen, ähnlich der Flamme eines Irrlichts, das über Sümpfe und Moore hinzitterte, oder dem Glanz des Schwertes, das man in der Finsternis schwingt. Die Wellen des Zedron ließen ein dumpfes Gemurmel vernehmen, den das Echo im Tal antwortete. Man hätte glauben können, daß die hier begrabenen einstigen Judenkönige aus ihren halbhoffenen Gräben einen schwachen todesmüden Seufzer ausstießen.

Kaum wagte ein leises Beben den Gipfel der Bäume zu bewegen. Drei Männer, die eine abgesonderte Gruppe bildeten, lagen auf der Erde hingestreckt und schienen dem Schlaf nicht widerstehen zu können. Warum sind sie da? Sind es vielleicht verirrt wandernde, die die Nacht mitten auf ihrem Wege überrascht hat? Wurden sie durch ein verbrecherische

Vorhaben hierher geführt, und warten sie nur auf den günstigen Augenblick, um ein Werk der Rache auszuführen, oder einen unvorsichtigen Wanderer auszuplündern?

Ganz allein, aber nicht weit von ihnen, in einer so geringen Entfernung, daß man sie durch einen Steinwurf ausmessen könnte, bemerkte er einen unbeweglichen Schatten.

Tritt näher! Sieh diesen Mann in einer demütigen Stellung, auf beide Knie niedergeworfen und so ganz in die Andacht seines Gebets vertieft. Auf seinem Gesicht liegt die Trauer und der Schmerz ausgeprägt, die seinem Innern entsteigen. Seine Seele ist betrübt bis in den Tod. Vor Augen steht ihm der furchtbare Kelch der Gerechtigkeit; wenn auch der Geist willig, das Fleisch ist schwach. Er hebt seine Augen zum Himmel und spricht: „Vater, wenn es möglich ist, nimm diesen Kelch von mir.“ So betete er, und von neuem ins Schweigen der Betrachtung zurücksinkend, trank er in willigem Geiste die Gese des gefürchteten Kelches. — Und doch vergiftet er in seiner unendlichen Liebe die Schüler nicht, die er gewählt. Er steht auf, tritt zu ihnen hin, und indem er sie mit grenzenloser Sanftmut anredet, mahnt er sie, nur einen Augenblick mit ihm zu wachen: „Nicht einmal eine Stunde konntet ihr mit mir wachen!“ Dann entfernte es sich wieder, das göttliche Lamm. Er läßt sie den Schlaf genießen, aber er selbst überläßt, um sie zu retten, sein Herz allen Kengsten. Zur nämlichen Stelle kommt er zurück, und indem er das unterbrochene Gebet wieder aufnimmt, bittet er noch einmal den himmlischen Vater, den furchtbaren Kelch, wenn es möglich, von ihm zu nehmen.

Zum zweiten Male kehrt er zu den Jüngern zurück und findet sie noch schlafend, und sich wieder entfernend bittet er zum dritten Male, daß der vor seinem Geist schwebende Kelch von ihm weggehe, wenn es möglich wäre. Seine Ergebung ist nichtsdestoweniger dieselbe wie sein Gebet: nicht sein Wille, sondern der seines Vaters soll geschehen.

II.

Welch schmerzliche Gedanken füllten seine Seele! Welch schwere Last drückte auf seine Brust! Welches Todesgeheimnis ging in seiner Seele vor sich, da Schweiß von Blut über seine Stirne herabrannte und den Boden benetzte, auf dem er ausgestreckt lag! Ach! Er schaut die furchtbare Höhe Golgathas, den gräßlichen Tod am Kreuze, er hört den rohen Spott der Soldaten, den blutigen Schimpf der Pharisäer. Er sieht — o tausendmal grausamerer Schmerz! — die Seelenangst einer liebenden Mutter, die ohne Trost und Stütze mitten unter dem wogenden Volk das Mordgeschrei dieses blutdürstigen Haufens hören muß, dieser Schmerzensmutter, wie sie unter dem Waffengeklirr und Trompetengeschmetter auf rohe Weise von den unverständigen Helfershelfern zurückgestoßen wird, die da wählten, den Respekt vor dem Gesetz aufrecht zu halten, wenn sie sie von ihrem Schlachtopfer fern hielten.

Er sieht sich selbst auf seinem Gang zum Tode, bereit, die härteste Pein zu erdulden; kaum wird er dabei die menschliche Gestalt bewahren, da sein ganzer Körper nur eine einzige Wunde bildet von der Fußsohle bis zum Scheitel. Man zieht ihm die Kleider aus, verrenkt ihm die Knochen so, daß man sie zählen kann; man wirft das Los über seine Kleider, man wird ihn sogar höhnisch auffordern, vom Kreuz herabzusteigen und sich vom Tod zu retten. . . . Erschreckende Fernsicht!

III.

Aber die Schmerzen, die er an seinem Körper erleiden soll, sind es nicht allein, die den Kelch der Bitterkeit bis zum Ueberlaufen füllen. Die Zukunft mit ihren unzähligen Sünden und gräßlichen Freveln, ebenso düster wie die Wolken, die die Stürme herbeiführen, voll von Triumphen der Hölle, von allen Verfehrtheiten der Menschen — solche Zukunft zeigt sich offen vor den entsetzten Blicken des Herrn. Und das göttliche Licht, das bis in die tiefste Tiefe dieser Finsternis dringt, läßt ihn erkennen die ganze Undankbarkeit so vieler Menschen, und all die Verbrechen, die den Lösepreis seines teuren Blutes für eine so große Zahl vergeblich machen werden. Siehst du, wie der eitle Hochmut sich gegen den Himmel streckt und schon bald nach seiner Himmelfahrt leugnet, daß er der wahre und wirkliche eingeborene Sohn Gottes sei, frech leugnet dieses Geheimnis, das keine sterbliche Zunge erzählen kann, leugnet dieses Wort, das im Anfang war und Gott war, durch das alle Dinge gemacht wurden? Siehst du die Welt in den Reizen des Irrtums verwickelt, von seiner Finsternis umhüllt, trostlos unter der Last von Leiden niedergedrückt, weil der Irrglaube den Gottheiland ihr immer mehr geraubt? Seht ihr, wie so viele Völker, zum Licht der Wahrheit berufen, der Braut Christi, der hl. Kirche, endloses Mißgeschick bereiten, indem sie aus der vergifteten Schale des Irrglaubens ihren Durst stillen?

Der Sohn Gottes leidet und stirbt, um die Welt zu erleuchten und zu retten: und die Eitelkeit, die Hochmut, der Ehrgeiz, die Völlust und die Bosheit verschwören sich, um so unendlich viel Liebe und Barmherzigkeit wirkungslos zu machen. Der Herr in Gethsemane muß voraussehen, wie fast tausend Jahre, nachdem er von der Erde sichtbar geschieden, durch den Stolz des Patriarchen von Konstantinopel die halbe christliche Welt losgerissen wird vom hl. Stuhl in Rom, da dieser Mann des Verderbens zahlreiche Völker mit sich fortreißt, die, durch die treulosen Lehren verleitet, das Gebet und

den Rat des hl. Vaters misachten, die große Kirchenspaltung, das morgenländische Schisma mit der noch heute bestehenden griechisch- und russisch-schismatischen Kirche. Wer könnte wie er den Schmerz erfassen, der das Herz des Erlösers bei dem Anblick so vieler aufgehäufter Uebel erfüllte? Wer so wie er alles begreifen, was an Gotteslästerungen, Lügen, Torheiten, Täuschungen, Verführungen, an Hochmut, Mühe und Arbeit wird verschwendet werden, um Millionen Seelen ins Verderben zu stürzen?! Wer könnte mit der gleichen Klarheit die Verschwendung, die Leichtfertigkeit, die Verderbenheit, den Betrug, die Gewalttätigkeit, das Unrecht, die Rache und Feindschaft sehen, die sogar unter Christen herrschen, unter diesen Nationen, die sich rühmen, die Mauern des streitenden Jerusalems nie verlassen zu haben?

IV.

Erlauchtes Schlachtopfer! Wende deine Blicke weg! Genug des Schmerzes hat sich in deiner Seele gehäuft. Schließe die Augen über die Völker des Abendlandes, um nicht sehen zu müssen, mit welcher Wut und raffiniertester Heuchelei und Bosheit sie sich zerfleischen, deine heiligsten Gesetze übertreten, den Leib deiner heiligen Braut zu zerreißen suchen, gerade auch heute, mit welcher Undankbarkeit ach! sie sogar das unvergängliche Liebespfand vergessen, das du am Abend vor deinem Qualen und deinem Tode für die Menschheit als einziges Vermächtnis eingesetzt! Wende deine Blicke weg, o Herr, von deiner durch die Wut der Wölfe zerstreuten Herde! In deinem Namen säen und säen sie noch den Samen der Zwietracht unter die Brüder, gossen sie ein tödliches Gift dem Volke ein, das durch dein Blut erkaufte ist, und bewirkten, daß auf Jahrhunderte des Friedens und des Glückes furchtbare Tage der Trauer und Tränen folgten.

Kann dich der Himmel bei so vielen Leiden ohne Trost und Stütze lassen? O nein! Das Gebet, das dein seufzendes Herz zum himmlischen Vater richtete, drang bis zu den Stufen seines Thrones, und mitten durch die Wolken, die ihn umgeben, entsandte eine dichte Schar himmlischer Boten. Matthe Strahlen umglänzen sie, und unter ihnen bemerkt man die düstere, melancholische Stirn des Engels, der den erschrecklichen Auftrag auszuführen hat. Seine Gestalt ist von einer geheimnisvollen Traurigkeit umflossen; sein Auge zeigt Ehrfurcht und Liebe zugleich. Kaum berührt er die Erde, und das Knie beugend wirft er sich vor dem Menschensohne nieder, neigt sein Haupt und küßt die mit dem göttlichen Blut benetzte Erde. Er öffnet den Mund, er redet; was spricht er? Sterblicher, verlange nicht, es zu wissen; entferne dich und wolle nicht die Worte hören, die der Abgesandte Gottes wohl spricht, um denjenigen zu trösten und zu stärken, der die Engel und die Welt erschaffen hat.

Glückliche Ostern

Skizze von Edith v. Claar.

Geheimnisvolles Morgengrauen herrscht über Flur und Wald, gespenstisch wogen leichte Nebel gleich wallenden Schleiern über die Wiesengründe hin, leises Flüstern geht durch die Wipfel der jungbelaubten Bäume.

Tröstelnd hüllt sich der einsame Wanderer auf der Dorfstraße fester in sein bescheidenes Gewand, aber rüstig schreitet er des Weges weiter.

Immer lichter wird's in der Döle und immer heller dort unten im Tale. Da leuchtet ein goldener Strahl am Horizonte auf, hier noch einer und dort noch einer, bis in herrlicher Glorie langsam die Sonne emporsteigt. Die Nacht sinkt dahin, die Nebel fliehn, in glänzendem Gewande prangt die Welt. Wie funkelt, wie das blüht im Tau der Wiesen, auf all den Blättern und Blüten!

Und leise tönt aus Busch und Hain
Ein wunderbares Klingen
Die Vöglein sind's, die Gott dem Herrn
Ein herrlich Danklied singen!

Da Dank und Preis dem Herrn der Welt, der in seiner unendlichen Güte ihr die Auferstehung gab. Ostern ist angebrochen, das herrliche Fest! Singt Gottes Lob ihr Engel im Himmel, singt seinen Ruhm ihr Menschen auf der Erde!

Das ist die wahre Frühlingszeit! Alleluja!
Der Frühling für die Ewigkeit! Alleluja!

Still steht der Wanderer, die erhabene Pracht rings um ihn her überwältigt ihn, leise zieht er seine Mähe vom Kopfe, faltet die Hände und betet innig, während ihm die Tränen über die Wangen rollen: „Gib' Dank, o Herr, für Deine Gnade!“

Dann rafft er sich auf, noch eine kurze Strecke, die Anhöhe hinan — da liegt es vor ihm, sein liebes Heimatsdörfchen mit seinen kleinen Häuschen, seinem schlanken Kirchturm, im Glanz der Osterjonne. Verlangend breitet er die Arme aus:

„Endlich wieder zu Hause! Und frei und unschuldig! Ich wäre nicht zurückgekehrt zu dir, zu deinen Bewohnern, die mich ausgestoßen, weilte nicht hier ein treues Herz, das mir allein geglaubt, wäre nicht hier der unverfälschte Quell der Tröstung für mich in den blauen Augen meiner unschuldigen Kinder.“

Langsam schreitet der Mann weiter, bis er an ein hohes, am Wege aufgerichtete steinernes Kreuzifix kommt. Hier kniet er nieder, küßt sein Haupt in die gefalteten Hände und betet aus tiefstem Herzensgrunde.

✱

Hubert Wingenbach war ein Tagelöhner, der es durch Fleiß und Sparsamkeit dahin gebracht hatte, ein kleines Häuschen mit Gärten zu erwerben. Hier richtete er mit seinem treuen Weibe eine Waise, die er auf dem benachbarten Hofgute, wo er arbeitete, kennen gelernt hatte, seinen Haushalt ein. Sie waren recht zufrieden und ihr Glück war groß, als ihnen zwei liebe Kinder erblickten, die dem Vater, wenn er müde, vom Felde kam, durch ihr unschuldiges Spiel die schönsten Erholungstunden verschafften.

Vier Jahre waren so dahingegangen. Wingenbach kannte ein anderes Vergnügen, als das im Kreise seiner Familie. Morgens zur Arbeit und abends im Gärtchen vor seinem Hause oder im trauten Stübchen!

Da zog der Gutsherr im Herbst fremde Arbeiter heran, die nur kurze Zeit dableiben sollten. Es waren meist junge Burschen, die schon am ersten Abend sich nach der Schenke im Dorfe erkundigten und dort auch ihren Einzug hielten. Sie brachten ihren Schnaps mit zur Arbeit und zogen auch am Abend wieder zum Wirtshause. Wiederholt versuchten sie Wingenbach zum Mittun zu bewegen, allein er widerstand der Versuchung immer, bis er eines Tages sich doch dazu verleiten ließ. So kam es denn, daß er bald die Herrschaft über sich selbst verlor und stets an dem Schnapsgelage der Burschen teilnahm.

Sein Weib machte ihm die dringendsten Vorstellungen, sie bat und flehte, wenn er am Abend spät betrunken nach Hause kam, doch umzukehren auf dem verderblichen Wege und nicht ihr Glück zu vernichten. Als eines Abends die Burschen ihren betrunkenen Gatten unter Gejohle nach Hause brachten, da erlaubte sich einer derselben, ein gewisser Sapinski, tiefbetrübte Frau tödlich zu beleidigen, worauf er aber von derselben energisch in seine Schranken gewiesen worden.

Hohnlachend rief der Bursche: „Das werde ich Dir schon vergelten!“

Schon wenige Tage später entließ der Gutsherr die fremden Arbeiter wieder. Sie zogen auch alle weg, nur Sapinski trieb sich noch im Dorfe umher.

Frau Wingenbach freute sich herzlich über den Weggang der Fremden: sie hatte keine Ahnung, daß ihr doch noch Unheil erwachsen sollte. Wingenbach selbst hatte den Besuch des Wirtshauses eingestellt und widmete sich wieder ganz seiner Familie. Da traf er eines Abends im Dorfe mit Sapinski zusammen. Er wollte rasch vorüber, aber der Bursche kam auf ihn zu und sprach ihn an. Er bat ihn, ihm noch einen Schnaps zu bezahlen, er habe keinen Pfennig Geld, und Wingenbach ging in seiner Gutmütigkeit darauf ein.

Aber aus dem einen Schnaps wurden mehrere, bis schließlich Wingenbach betrunken dalag. Sapinski lächelte höhnisch, packte den Betrunkenen am Arm und trat mit ihm den Heimweg an.

Das Gutshaus mit seinen gewaltigen Scheunen, an die direkt einige Bauernhäuser stießen, stand am Ende des Dorfes. Mitten in der Nacht wurden nun die Dorfbewohner jäh aus dem Schlafe geweckt, die Feuerglocke erscholl vom Kirchturme herab.

Frau Wingenbach hatte in der größten Unruhe bis spät in die Nacht hinein ihren Gatten erwartet. Da hörte sie plötzlich den Feuerlärm. Sie eilte auf die Straße, wo sie die helle Glut sehen konnte. Eine Gutscheune stand in Flammen, ebenso ein angrenzendes Haus; die Aufregung im Dorfe war groß.

Während sie ängstlich da stand, kam ein Mann gelaufen, der sie aufforderte, schnell zur Brandstätte zu kommen. Sie folgte ihm zitternd, jäher Schreck aber erfaßte sie, als sie ihren Gatten dort wiederfand, an den Händen gefesselt und in der Obhut des Schutzmannes.

„Da steht der Brandstifter!“

„Was, Brandstifter! Unmöglich. Hubert, ist das wahr?“

Der Betrunkene lachte nur wenige unverständliche Worte. Die Leute erzählten ihr, bei Ausbruch des Brandes sei Wingenbach aus der anstoßenden Scheune herausgewankt, die schon dicht mit Rauch gefüllt war. Man habe ihn sofort festgenommen, da er zweifellos in der Trunkenheit sich in der Scheune, deren Tor nur leicht verschlossen war, sich ein Unterkommen habe suchen wollen, wobei er durch seine Pfeife den Brand verursachte. Vielleicht habe er noch den Versuch gemacht, das Feuer zu bewältigen, sei aber gezwungen worden, sich vor dem Rauche zurückzuziehen.

Das war zuviel für die arme Frau; sie brach ohnmächtig zusammen. Man brachte sie nach Hause; sie verfiel dann in eine heftige Krankheit. Als sie wieder genesen war, teilte man ihr mit, daß ihr Gatte wegen fahrlässiger Brandstiftung zu einem Jahre Gefängnis verurteilt worden sei. Der Brandschaden sei ein enormer gewesen und Wingenbach nur mit Mühe der Wut der Dorfbewohner entzogen worden. Bei der Verhandlung habe er zwar immer von Sapinski geredet, aber man sei nicht recht darauf klug geworden. Uebrigens sei Sapinski seit dem Brande fortgegangen.

Sie konnte nicht an die Schuld ihres Gatten glauben und als sie ihn im Gefängnis einmal sehen durfte und er ihr seine Unschuld versicherte, da glaubte sie ihn und bat ihn, sein Geschick mit Geduld zu tragen, ihrer und ihrer Kinder Liebe würde er nie verlustig werden.

Fünf Monate wußte Wingenbach schon im Gefängnisse, still und geduldig. Da nahte das Osterfest heran. Mit stiller Behmut dachte er der schönen Zeit, da er mit seinen Kindern nach dem Gottesdienste im Garten Osterfeier suchte. Welche Freude! In diesem Jahre gab es keine solche Freude für ihn und die Seinigen.

Da wurde er plötzlich am Mittag des Charfreitag aus einer Zelle vor den Gefängnisdirektor beschieden. Dieser reichte ihm zu seinem großen Erstaunen die Hand und sagte:

„Wingenbach, Sie sind frei! Ihre Unschuld ist in glänzender Weise dargetan. Savinski, der bei einem Streite in der Fabrikstadt G. niedergestochen wurde, bekannte in seiner Todesstunde, daß er das Feuer angelegt und daß er Sie in dem bewußtlosen Zustande, in dem Sie sich befanden, in die Scheune geführt. Er wollte Rache üben an Ihnen und Ihrem Weibe. Gehen Sie mit Gott, Sie sind ein rechtschaffener Mann. Möge Ihnen und Ihrer Familie ein schönes Osterfest beschieden sein!“

Tiefbewegt sank Wingenbach in die Knie, er küßte dem Direktor die Hand und schluchzte laut auf. Alle im Zimmer Anwesenden weinten mit ihm; sie beglückwünschten ihn und gaben ihm Geld zur Heimreise. Er aber wartete nicht bis zum anderen Morgen. Noch an demselben Abend machte er sich auf den Weg und so traf er denn am Ostermorgen in seinem Heimatdörfchen an.

Vom Kirchturme erklangen hell die Glocken durch die klare Morgenluft. Der stille Peter erhob sich und eilte zum Dorfe. Aber er vermied die Straße und wandert quer über die Wiesen seinem Häuschen zu. Da stand es vor ihm, hier weilte sein Glück, sein Weib, seine lieben Kinderchen.

Er öffnete die kleine Gartentür, schritt durch den Garten und trat leise in das Haus ein.

Vor dem Ofen stand sein Weib. „Johanna!“ flüsterte er leise. Jäh wandte sie sich um.

„Subert!“ rief sie, dann lag sie freudestrahlend an seiner Brust.

„Unschuldig bin ich und frei!“

In selbigem Glücke hielten sich die Ehegatten umschlungen. Dann traten sie vor das Bett der Kinder, die eben aufwachten und stürmisch den Vater herzten und küßten.

„Lieber Vater, kommt heute der Osterhase?“

„Ja, ihr Kinderchen, er kommt, das heilige Osterfest hat uns viel Glück und Segen gebracht, Dank sei Gott dafür in Ewigkeit.“

Das ist der hohe Ostertag.

Auf, jubelt ihm entgegen.

Des Lebens Schmerz, des Todes Schmach

Verwandeln sich in Segen.

Ihr Christen nehmt des Tages wahr

Und singet mit der Engelschar

Ein fröhlich Alleluja!

© Wenn der Landsturm zieht

H. A. Stelzmann.

Das alte Jahr hatte sich vollendet, das neue schüttelte die Lose des furchtbaren Krieges.

Nun mußten alle ran. Man griff tief hinein in das Meer des Volkes, man griff zu dem ungedenkten Landsturm.

Morgen für Morgen standen die Männer des gewerbetätigen Volkes, des Handels, der gelehrten Berufe vor den Musterungsräumen und warteten gefaßt, bis die Reihe an sie kam.

Viel unverwertete Kraft stand da und wurde nun bewertet und — für gut befunden. Wie man die ungenutzt gebliebenen Teile von Rohmetallen prüft und wieder in den Tiegel tut, aus dem dann durch des Feuers gestaltende Kraft gutes vollwertiges Eisen geboren wird.

Man war sparsam geworden und zugleich sorglos in der überquellenden Fülle des Friedens, mit dem Gute, sowohl wie mit dem Menschen . . .

Vor fünf Monden, vor dem halben Jahre, seit der Schlachtengott herrscht, damals als die Jungmannschaft, der Blume sprießende Knospe, lachend hinausging ins Feld, hatte besonnene Weisheit die Schanktische und die Stätten des Alkohols bewacht, daß der Begeisterung Uberschwang nicht in siedende, verderbende Flammen überschlage.

Nun, wo die entfaltene Fülle der Blume, noch ungehoben für die männliche Kriegsarbeit, sich in die Lüden fügt, die der Tod geschlagen, hält Verständigkeit die Wacht, jene köstliche Frucht, die nur in dem Leben ausreift, in seinen Wettern, seinem Sonnenschein. Da bedarf es nicht der Ueberwachung durch Staat und Gewalt, man hält sich selbst in Zucht.

Wenig bunte Bänder zieren die Ausgehobenen. Und deren war weitaus die Mehrzahl.

Nicht lange währte es, da zog man die Gemusterten zu den Fahnen ein.

Den Abend vorher kamen dann die Vorboten des Transportes, einige Soldaten, das Begleitkommando. Das war das

untrüglige Zeichen, daß wieder ein Schub ausrückte. Groß oder klein, je nachdem wieviel von den betreffenden Regimentern im weiten deutschen Vaterland, im Osten oder Westen, im Süden oder Norden angefordert worden war.

Des Nachbarn Frage: „Müßt ihr mit? Wann müßt ihr mit?“ wurde nun die Antwort zuteil. Ein bis zwei Tage vorher hatte ihn die Postkarte erreicht mit dem Bestellungsbehl und dem Truppenteil, wohin es ging.

Der Schub vollzog sich meist am Abend oder am Morgen. Frühzeitig füllten sich die Straßen und Plätze in dem Städtchen des königlichen Bezirkskommandos mit den Ausgehobenen. Allmählich zog es sich vor den Musterungsräumlichkeiten zusammen von den Männern. Bewaffnet mit einer Pappschachtel, gekleidet in alte, getragene Stoffe und Mäntel, warteten sie, warteten sie.

Hier und da hob sich jemand durch einen besseren Koffer, durch gewähltere Kleidung ab. Die standen vorläufig allein, unter sich. Nicht wenige aber waren es. Und bald verschwanden auch sie in dem Reih und Glied des großen Rechtsbeds, das sich unter der Führung, dem Abschluß durch die Begleitmannschaften bildete und durch die Straßen schob, dem Bahnhof zu.

Noch jetzt suchten die Männer mit den wenigen Soldaten Fühlung und Belehrung zu gewinnen. Es waren ja auch der Fragen zu viele, die auf die dem vollen Leben Entzogenen in Hinblick auf das ungewohnte, neuartige Leben der Kaserne, des Schießplatzes, des Krieges drückten.

Die Männer in dem Rode des Königs waren ja nicht bloß leibhaftige Soldaten, nein, meistens auch Kämpfer waren sie gewesen vor wenigen Wochen noch und hatten dem Tod, den Strapazen im Feld ins Auge gesehen. Waren nun Halbinvalide, Veteranen, die den Rest ihrer Kraft und den Vorzug ihrer fachgemäßen Durchbildung für die Heranbildung des Ersatzes einzusetzen hatten.

Da flackert es auch irgendwo in einem Glied, „In der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wiedersehen!“ Und die „Böglein im Walde“ flatterten als Antwort herüber und — der Bann lockerte sich, den der Abschied und die Sorge um Heim und Herd aufkürzten.

Und in taftmäßigem Chor dröhnte machtvoll das „Gloria! Viktoria! Mit Herz und Hand fürs Vaterland, fürs Vaterland!“ durch den langen Menschenzug, in dem manch' Weib und Kind, manch' Mädchen tapfer mit ausritten. Bis die Bahnhofssperre auch sie unerbittlich herauszog.

Ein Volksauszug war's gewesen, dieses Gewusel in den Straßen. Ein Aufgebot des Lebens wurde es nun, dem Verantwortlichkeit und zukunftsstraffer Blick, herbe Würde und vereinzelt anhebender Wit und Humor die Richtung und Haltung wiesen.

Bald ratterte der lange Zug hinaus, und fernhin verhallte das wehmütig-lustig verhaltene: „In der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wiedersehen, Wie — i — dersehn!“

Und über dem Ganzen funkelten wie helle Schwerter die zuckenden Scheinwerfer der nächsten großen rheinischen Festung aus der Niederung herüber über den Kammer der Berge.

Gleich als ob sie in den dunkelnden Nachthimmel stächen und des Schwurs Zeuge seien: „Haltet aus, haltet aus im Sturmgebraus!“

Sendet Euren im Felde stehenden Angehörigen
die Rheinische Volkszeitung mit dem
„Religiösen Sonntagsblatt“ ins Feld!
Das ist die schönste, billigste und inhaltreichste
Liebesgabe für unsere Soldaten!

Die Geschäftsstelle nimmt Abonnements zum Preise von 75 Pfg. pro Monat für alle, zum Preise von 25 Pfg. für die Freitagsnummer mit dem „Religiösen Sonntagsblatt“ entgegen.

Der Müller von St. Amand

20. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

Die Schatten des Abend sanken rasch. Kaum noch ein matter Dämmerchein fiel durch das kleine Fenster und in dem Keller-raum verbreitete sich solche Dunkelheit, daß die Versteckten einander nicht mehr zu sehen vermochten.

Lastend schritt der Müller an der Wand entlang. „Bist du da, Jeanne?“

Er fühlte, daß er vor einem hölzernen Gestell stand, wo vor kurzem das Mädchen noch gesessen hatte.

„Jeanne, — so antworte doch“, wiederholte er ärgerlich. „Ich habe Hunger, und du hast noch ein Stück Brot in der Tasche.“

„Sie muß ja da sein“, tönte aus dem Dunkel die Stimme der alten Cordelia, als abermals alles still blieb, „vor wenigen Minuten noch hat sie mit mir gesprochen.“

„Aber sie ist nicht da.“

„Sie muß sich heimlich die Treppe hinaufgeschlichen haben“, vermutete der Verwalter, „in dem Värm hat man das Dessen der Klappe nicht gehört.“

„Dann ist sie nur gegangen, um unsere Tochter zu suchen“, meinte der Krämer, ein wenig beschämt, daß er sich selbst aus Furcht so lange der ihm zunächst obliegenden Pflicht entzogen hatte. „Aber jetzt will ich selbst —“

„Nein, ich gehe“, rief entschlossen der Müller. Er glaubte nicht an die Vermutung Ferrons. Ein anderer Verdacht hatte ihn plötzlich durchzuckt. Das heimliche Verschwinden des Mädchens ließ nur eine Deutung zu. Die Angst um das Schicksal des Korporals hatte sie fortgetrieben, und der Gedanke, daß sie den Verhafteten gefunden haben könnte, daß sie vielleicht ihm mittheilte, was sie selbst erst aus dem Munde des Vaters erfahren, versetzte ihn in rasende Wut.

„So laßt wenigstens mich gehen“, sagte der Verwalter, ihn zurückhaltend.

Aber der alte Roiger riß sich los und sprang die schmalen, schlüpferigen Steinstufen hinan, um die abschließende Klappe zu heben.

Zugleich griff er nach der Tasche, in der sein Messer steckte. Traf er den Verhafteten bei seinem Rinde, — so sollte er's büßen. Heute ging's in einem hin. Ob es einen Toten mehr oder weniger gab, — niemand kümmerte sich darum. Und niemand würde fragen, von wessen Hand er gefallen. — — —

Betroffen, als sähe er einen höllischen Spuk, prallte zur selben Zeit Beit Roiger im zerschossenen Eingang des Nachhofes zurück.

Nur wenige Schritte vor ihm zur Rechten wühlte sich ein Mensch in blauer bestaubter Uniform aus dem Mauerschutt, der eine nach oben führende Tür versperrte. Zum drittenmale äffte ihn diese Erscheinung, die ihm schon als Einschleicher und Leichenräuber begegnet war. Kein Zweifel, der Vater hatte recht, — auch ein Spion mußte der Elende sein, denn er hatte sich abermals in eine fremde, von Staub und Schmutz kaum erkennbare Uniform gehüllt.

„Halt, Schurke, diesmal entgehst du mir nicht!“ schrie er in aufschäumender Wut und hob den Säbel.

Aber der Schlag fiel nicht nieder. Beit hatte nicht an die niedere Holzdecke über seinem Kopfe gedacht, in die die spitze Klinge gefahren war.

Heinz Lichtwehr war in der Ueberraschung zurückgefahren. Nur einen flüchtigen Blick auf die Eindringenden werfend, die von Rauch, Schmutz und Blut fast unkenntlich waren, glaubte er, Feinde vor sich zu haben, mit denen er waffenlos den Kampf nicht aufnehmen konnte. Flucht war die einzige Rettung, und hastig sprang er den langen Gang entlang, der nach der Hinterseite des Hauses führte.

„Laßt ihn nicht entkommen“, rief außer sich der Wachtmeister, seinen Säbel aus dem zähen Holz zerrend. „Ein schuftiger Spion ist's, — feuert, Husaren!“

Die Karabiner knallten. Zwei Kugeln pfliffen durch den Gang. Die eine streifte den Flüchtigen und bohrte sich in die Wand. Die zweite hatte ein anderes Ziel gefunden.

„Jesus, Maria, — Beit, — was hast du getan?“

Ein schwerer Körper schlug dröhnend über steinerne Stufen hinab, und krachend schnellte hinter ihm die Falltür zu.

Der Lupoer taumelte bleich gegen die Wand zurück, sein Säbel klirrte auf die Steinfliesen des Bodens. Er hatte die Stimme erkannt.

„Heiliger Gott, mein Vater!“ schrie er, mit weit aufgerissenen Augen ins Leere starrend.

Betroffen sahen die Husaren sich an.

„Es war nicht unsere Schuld.“

„Wie aus dem Boden wuchs der Mensch heraus, gerade als wir schossen.“

Beit wollte sie zur Seite stoßen, um zu der wieder geschlossenen Kellertür zu eilen, als ein neuer Schrecken seinen Herzschlag lähmte.

„Heinrich, — um Jesu willen, was ist geschehen? — Du bist verwundet!“

Aus einer der auf den Gang führenden Türen war ein junges Mädchen gestürzt, warf sich wie schützend vor den Verfolgten und schlug die Arme um ihn.

Beit traute seinen Augen nicht. Es war die eigene Schwester! Und die jetzt an ihre Seite trat, — die Kanne, des Krämers Tochter. War er denn ein Narr geworden, mit dem alles sein Spiel trieb!

„Jeanne“, schrie er auf und griff an den schmerzenden Kopf, der ihm zu zerspringen drohte. „Was hast du mit dem Hallunken da zu schaffen?“

Das Mädchen zuckte zusammen, als habe sie ein Schlag getroffen. Staunen und Schrecken mischten sich in dem entsetzten Blick, mit dem sie herumfuhr.

„Bruder, — du — hier! — Wer bist du denn von Sinnen? Ein Kamerad von dir ist es, — und mein Liebster!“

Einen Augenblick glaubte Beit wirklich den Verstand verloren zu haben. Aber die mit solcher Sicherheit gegebene Bekanntschaft brachte ihn wieder zum Bewußtsein. Nein — seine Schwester konnte keinen Verbrecher lieben. Ein schrecklicher Irrtum mußte hier obwalten.

Die Krämerstochter, die ihm den Kampf der Seele vom Gesichte las, kam zu Hilfe. „Der Korporal Lichtwehr von der deutschen Legion ist es, der bei uns im Quartier lag. Wir kennen ihn gut.“

Noch immer unglaublich starrte Beit sie an.

„So ist's“, bestätigte Heinz, jetzt Landsleute in den vermeintlichen Feinden erkennend, bei denen sich Jeanne's eigener Bruder befand. „Ich begreife nicht, warum Ihr mich verfolgt?“

„Und Ihr Unmenschen habt auf ihn geschossen!“ jammerte das Mädchen, indem es die blutende Armwunde des Geliebten mit ihrem Tuche zu verbinden suchte.

„Der Vater hat ihn mir als Deserteur und Spion verdächtigt“, stammelte der Wachtmeister, plötzlich an allem irre werdend. „Er muß sich getäuscht haben.“

„Der Vater, — o mein Gott, — dann begreife ich“, rief Jeanne, die Lösung des düsteren Rätsels ahnend.

„Es ist wahr, der Müller haßt mich“, fügte Heinz hinzu, „ich weiß es seit heute, obwohl ich nicht verstehe, warum.“

„Er hat mir alles erzählt“, flüsterte das Mädchen ihm zu, „du sollst es wissen, sobald —“

Der Bruder unterbrach sie, indem er dem Korporal die Hand hinstreckte. „Wenn ich Euch Unrecht getan, verzeiht mir, Kamerad, es wird sich schon aufklären.“

Lichtwehr schlug ohne weiteres ein. „Ich sehe Euch nicht zum erstenmale und glaube zu verstehen, wie Ihr zu so schlimmen Verdachte kommt.“

Jeanne, die sich überzeugt hatte, daß die Kugel ihn nur leicht gestreift, legte die Hand auf des Bruders Arm. „Kommt, Beit, ich führe dich zum Vater. Die anderen sind alle im Keller. Mich trieb nur die Angst um Kanneite herauf.“

Das Blut wich plötzlich aus des Arianen Gesicht. Die Wirtsal der sich überstürzenden Ereignisse hatte ihn einen Augenblick den Gedanken an das Schreckliche vergessen lassen.

„Der Vater“, — stieß er bebend hervor, — „du weißt ja nicht, was —“

Zitternd hing Jeanne an seinen Lippen. „Es ist ihm doch kein Unglück geschehen?“

„Ich fürchte, die eine der Kugeln, die dem Korporal hier zugebracht —“

„Hat ihn getroffen?“ schrie das Mädchen in furchtbarer Ahnung auf.

In fiebernder Erregung erzählte der Bruder das Vorgefallene.

„Sehe Gott, daß es nur eine leichte Verwundung wie hier ist“, schloß er, sich an eine zweifelhafte Hoffnung klammernd.

„Bleib du zurück, Heinz“, rief Jeanne dem Geliebten zu, während sie nach der Kellertür eilte. „Dich darf er nicht sehen. Wenn möglich, warte hier draußen, ich bringe dir Nachricht.“

Als sie den finsternen Raum betreten wollten, kam gerade der Verwalter, der eine Laterne geholt hatte, zurück.

„Lassen Sie sich“, sagte er leise zu Jeanne, „Ihr Vater liegt drunten. Ich habe ihn umsonst gewarnt. Er hat nicht hören wollen. Nun hat ihn eine Kugel in die Brust getroffen.“

Die beiden Husaren, die schuldlos das Unheil angerichtet hatten, blieben bei dem Korporal zurück, während die anderen in den Keller hinabstiegen.

Der grelle Lichtschein fiel auf ein todtblaues Gesicht. In einer Blutlache lag der Müller auf dem steinernen Boden, den Kopf im Schoße der Krämerin, die betend neben ihm niedergekniet war.

Beit war so bleich wie der Sterbende. An allen Gliedern zitternd, sank er vor ihm hin, die zuckende Hand ergreifend. Ein einziger Blick hatte ihm die schreckliche Gewißheit gegeben. Dem unglücklichen, der bei vollem Bewußtsein war, blieb nur noch eine kurze Frist zum Leben.

Jeanne vermochte vor Schluchzen kein Wort zu sprechen, während ihr Bruder, mühsam nach Fassung ringend, endlich in die verzweifeltsten Worte ausbrach:

„Um Jesu willen, Vater, rechne es mir nicht an. Ich war es, der den Befehl zum Schießen gab. Wer konnte ich denn ahnen, daß der Teufel seine Hand im Spiel hatte?“

„Nicht der Böse“, rief der Totwunde mit schwacher Stimme hervor. „Gott der Allmächtige wollte es. Er hat mich vor einem zweiten Morde bewahrt.“

Beit glaubte nur die Fieberphantasien eines Sterbenden zu hören. „Du weißt nicht, was du sagst, Vater“, sprach er leise.

„O, nur zu gut. Des Himmels Fügung war es, daß der Sohn seine Mutter rächen sollte. Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher.“

„Ich — die Mutter?“ Der Wachtmeister schüttelte den Kopf. Jetzt war es ja klar, daß der Müller im Wahnsinn sprach. „Daß es gut sein, Vater, wenn du wieder gesund bist, sprechen wir davon“, bebt seine Stimme in wehem Schmerz.

Doch die schlaffe Hand des Müllers machte eine matte, abwehrende Bewegung. „Nein, — jetzt“, — stöhnte er, „kein Priester ist da, dem ich beichten kann. Und ich kann nicht aus der Welt gehen, ehe sie die Wahrheit erfahren hat. Jeanne, — Beit, — vergebt einem Unglücklichen, — wie Gott ihm vergeben möge. Ich bin es, der eure Mutter getötet hat.“

Ein Schauer des Entsetzens durchrieselte die Umstehenden. So furchtbar die Selbstanklage klang, — es mußte Wahrheit sein, — was der Sterbende im Angesicht des Todes sprach. Und den Schmerz der Kinder ehrend, traten sie zurück. Was der Unglückliche zu bekennen hatte, war nicht für fremde Ohren bestimmt.

Der Müller löste die Rechte aus der Hand des Sohnes und presste sie krampfhaft auf die Brust, die sich schwer und leuchtend hob. Dann fuhr er mit halblauter Stimme, die starren Blicke auf Beit gerichtet, fort:

„Jeanne weiß es, warum ich die Lichtwehrs hatte, warum ich dem Heinrich nach dem Leben trachtete. Erst als die Kugel, die ihm bestimmt war, mich traf, sind mir die Augen aufgegangen über meine schwere Schuld.“

Der Tochter Hand drückte sanft die seine. Ihre tränen-erstickte Stimme klang in seine Ohren: „Du hastest ihn nicht mehr, Vater?“

„Im Tode stirbt der Haß. Ich könnte droben seinen Vater wiedersehen und ihm Rede stehen müssen. Wenn er es ehrlich meint, — wenn er ein braver Mensch ist, — werde glücklich mit ihm. Aber betet für mich um Vergebung der Sünden.“

Bei Jeanne war alles vergessen. In tiefer Rührung schluchzte sie laut auf: „Vater, — du bist ja so gut, du kannst, — kannst das nicht getan haben.“

Ein krampfhaftes Zucken durchbebt den Körper des Müllers, nach Luft ringend schloß er die Augen. Doch der Anfall ging noch einmal vorüber. Zitternd bewegten sich die blutlosen blassen Lippen und stoßweise kamen die Worte aus dem schmerzhaft verzerrten Munde:

„Ein Fremder ist in die Mühle gekommen, — ein Müllerburck aus dem Hannoverschen, der den Ludwig Lichtwehr gekannt hat. Und hat erzählt, der Ludwig habe ein Weib genommen, mit dem er unglücklich gewesen sei, — nachdem ihn die erste Geliebte verraten. So traurig seien die Verhältnisse in seinem Hause gewesen, daß der einzige Sohn davongelaufen und in der Fremde verschollen sei. Auch die Frau habe schließlich den Ludwig verlassen, sei mit einem anderen in die Welt, und es wäre ein Elend um den durch Weiberschuld so einsam und unglücklich gewordenen Mann.“

Da ist die Eva, eure Mutter, plötzlich aufgefahren mit ganz verstörtem bleichem Gesicht und hat gerufen: „Nicht wahr ist's, keine Schuld hab' ich daran. Ich hab' ihn nicht verraten, nur glücklich machen hab' ich ihn wollen. Und jetzt muß der Ludwig alles wissen. Nicht ~~ist~~ sterben könnte ich, wenn er mich für falsch hielt. Laß mich zu ihm fahren, hat sie gesagt, als der fremde Gesell, der all das Unheil angerichtet, gegangen ist. Du bist ja schuld, weil du den Ludwig verraten hättest, wär' ich dir nicht zugekommen.“

Ich bin ihr ausgewichen, hab' nach dem Wind geschaut und die Mühle angelassen. Aber sie ist mir auf die Galerie nachgekommen und hat nicht aufgehört in mich zu drängen, daß ich sie gehen lassen soll.

Da hab' ich's plötzlich gefühlt, daß sie im Herzen immer dem anderen gehört hat, und mit der Rut über den Verhafteten hat mich zugleich eine rasende Eifersucht gepackt.

Sie darf nicht gehen, hat's in mir gerufen, läßt du sie fort, so lehrt sie nicht wieder, und die beiden lachen noch über dich. Immer tiefer hab' ich mich in den Jörn hinein gewühlt, und ein Wort hat das andere gegeben.

Ich hab' mich geweigert und sie hat mir Vorwürfe gemacht, alles, was jahrelang im Schweigen zwischen uns begraben gewesen, ist aufgestanden, und da, ich weiß nicht, wie es gekommen ist, hat plötzlich der Böse seine Hand im Spiele gehabt und mir den verruchten Gedanken eingegeben. Wenn sie nicht mehr lebte, könnte sie auch nicht zu ihm gehen! Der Ludwig würde die Wahrheit nie erfahren und könnte nicht triumphieren über dich.

And wie ich das gedacht, hat's mich nimmer losgelassen. Die Hand hier, die mörderische, hab' ich ausgestreckt, ohne recht zu wissen, was und wie ich es tun wollte. Aber da ist's schon geschehen gewesen.

Die Eva taumelt nach rückwärts unter die tausenden Flügel und der erste, der herunterschlägt, zerstampet ihr den Kopf.

Erst als die Glode vom Mahlgang geklungen hat, ist mir's zum Bewußtsein gekommen, was ich getan habe und daß ich

vor Gott als Mörder dasteh', wenn auch die Welt von meiner Schuld nichts ahnen wird.

„Vater, schone dich“, bat Beit schauernd, mit leiser Stimme, als er das schwere Röcheln des Atems vernahm, in dem die letzten Worte erstickt waren.

Des Müllers Augen irrten angstvoll vom Sohne zur Tochter. „Und ihr verdammt mich nicht?“

„Wir wollen beten, daß Gott es nicht tut“, flüsterte Jeanne's Stimme.

„Ich war ein Verdammt der langen Jahre her, seit jener Stunde“, ächzte, die letzte Kraft zusammennehmend, der Sterbende noch einmal auf. „Unstet trieb es mich umher, weil ich den rechten Weg zu Gott nicht finden konnte. Nicht den der Liebe, den des Hasses schlug ich ein, und er hat mich selbst in den Tod geführt.“

Eine bange Pause trat ein, während des Müllers brechendes Auge umherirrend auf dem kleinen schwarzen Kreuze haften blieb, das am weißen Gasse seiner Tochter hing. Sein Blick leuchtete sehnsüchtig auf, zitternd tasteten die Hände danach. „Gib, und grüßt die Marihe.“

Jeanne löste das heilige Symbol von der Kette und drückte es an die Lippen des nach Erlösung Dürstenden.

„Vater, draußen steht einer, der Heinrich, willst du ihm nicht sagen, daß aller Haß vergessen ist, daß du seinem Vater verzeihen —?“

Rochus Roiger vermochte nicht mehr zu sprechen. Aber während das Mädchen sich leise erhob, um den Geliebten zu holen, neigte sein Haupt sich wie bejahend auf die blutige Brust.

Heinrich Lichtwehr kam zu spät.

Nur noch ein letzter, schwerer Krampf durchzuckte den Körper, noch einmal stöhnten die Lippen, noch einmal fuhr die Hand zur Stirn, den kalten Todeschweiß hinwegzuwischen, dann streckten die Glieder sich aus, und starre Ruhe breitete sich über das fahle Gesicht.

Der Müller von St. Amand hatte vollendet.

Mit mildem Druck schloß Jeanne die halbgeöffneten Augen des Vaters. Dann reichte sie dem Geliebten und dem Bruder die Hand, während die alte Cordelia sich jammernd an der Leiche niederwarf.

„Ihr habt noch andere Pflichten. Geh mit Gott. Sobald diese furchtbaren Tage der Prüfung vorüber sind, sollt ihr alles wissen, was unser unglücklicher Vater mir anvertraut hat.“

Das sonst so kindlich und unbefonnene Mädchen war gewachsen, war zum ernstern, gereiften Weibe geworden in diesen schweren Stunden.

✱

Spät erst stießen Beit und Heinz unweit Bellealliance, wo die siegreichen Feldherren Wellington und Blücher einander begrüßten, auf Teile ihrer Regimenter, die über dem Eifer der Verfolgung in Unordnung gekommen und zwischen andere Truppen geraten waren.

Doch die deutsche Legion, die heute am schwersten gelitten und furchtbare Verluste gehabt hatte, setzte todmüde, wie sie war, dem fliehenden Feinde nicht weiter nach, und als jetzt, nach einem letzten Verzweiflungskampf bei Blandenoit, die junge Garde geschlagen zurückflutete, gab auch der britische Herzog, um den Seinen Ruhe zu gönnen, die Verfolgung auf, die nur den Preußen allein zufiel.

Napoleon hatte sich in sein Schicksal gefunden. Ein leeres Lächeln völliger Hoffnungslosigkeit lag auf seinen unheimlich starren Zügen, als sich alle seine Bemühungen, in den panikartigen Rückzug noch einige Ordnung zu bringen, vergeblich erwiesen. Zu Fuß, das Pferd am Zügel, und über sein Mißgeschick grübelnd, schritt er vor den langsam zurückgehenden Gardejägern dahin.

Das Gardeviere von Cambronne, der trotzig jede Aufforderung, sich zu ergeben, ablehnte, nahm den „Tapfersten der Tapferen“ auf, der vergeblich den Tod gesucht hatte. Wankend, blutbespritzt, mit zerbrochenem Degen und gestützt auf einen Waffengefährten, kam er daher, ein todmüder Löwe, dessen grimme Pranke noch den Adler des 95. Linienregiments festhielt, den er gerettet.

Es war die letzte Tat des Fürsten von der Moskwa.

Der rein und klar am Himmel aufgestiegene Mond beleuchtete nur ein graufiges Chaos. Wie eine letzte feste Brücke zog sich die Straße nach Charleroi durch das wüste Getümmel der Flucht, das die weite Ebene mit einem wogenden Meer von Menschenleibern erfüllte. Reiter und Fußvolk, Kanonen, Proviant- und Bagagewagen, alles drängte sich in wirrem Durcheinander, Wege und Felder waren mit weggeworfenen, zerbrochenen Waffen, mit Häuten, Helmen und Tschakos, mit zertrümmertem Geschütz, mit umgestürzten Wagen bedeckt, und über alles warfen die Flammen der brennenden Meierei von Vaillon ihren glutroten Schein.

Ein endloses Geheul, — der gewaltige Schmerzensschrei einer untergehenden Welt, erfüllte die Luft, und ununterbrochen jagte die preussische Kavallerie mit wildem Hurrageschrei, den Säbel in der Faust, hinter und neben den Flüchtigen her, zusammenhauend, was sie erreichen konnte. Wo einer von Hunger, Durst, Ermattung und Wunden zusammenbrechen wollte, da riß ihn das Gellen dieser schrecklichen Hörner und Trompeten, das rauhe Geräusch der Trommeln, noch einmal zu einem letzten verzweifeltsten Versuch der Rettung empor.

(Schluß folgt.)